

The background of the entire page is a delicate watercolor floral pattern. It features various flowers in shades of pink, orange, and red, interspersed with green leaves and stems. The style is soft and artistic, with visible brushstrokes and a gentle, romantic feel.

Catherine  
COOKSON

*Im*  
*Wandel*  
*der*  
*Liebe*

Weltbild

## Der neue Roman der beliebten englischen Schriftstellerin – voller Mitgefühl und Engagement für den Sieg der Liebe und der Hoffnung

England, Ende des 19. Jahrhunderts: Das Gut von Hector Stewart ist fast ruiniert. Zwei Jahre sind nach dem Tod seiner Frau ins Land gegangen, und so beschließt er, sich mit einer wohlhabenden, entfernten Verwandten zu verheiraten. Seine Kinder Daniel und Pattie sind zunächst gegen die Verbindung, doch bald erweist sich die freundliche Moira Conelly als ein Hoffnungsschimmer am Horizont. Hector behandelt seine neue Frau schlecht und verweigert Daniel die Ausbildung, die er braucht, um Arzt zu werden. Mit Hilfe seiner Stiefmutter baut er das Gut wieder auf und findet schließlich das Glück, das ihm unerreichbar schien.

Catherine Cookson

# Im Wandel der Liebe

Roman

Aus dem Englischen von Elisabeth Schulte-Randt

## **Weltbild**

## **Die Autorin**

Catherine Cookson, 1906 in Nordengland geboren, stammt – wie viele ihrer Romanfiguren – aus einfachen Verhältnissen. Bereits als Sechzehnjährige schrieb sie Kurzgeschichten, doch der Durchbruch als Autorin gelang ihr erst 1950. Seitdem veröffentlichte sie 90 Romane, die in zahlreiche Sprachen übersetzt wurden. Durch ihre treue Leserschaft wurde sie eine der erfolgreichsten Schriftstellerinnen der Welt. Catherine Cookson starb 1998. Im Wandel der Liebe ist ihr letzter Roman.

Die englische Originalausgabe von Im Wandel der Liebe erschien 1997 unter dem Titel The Desert Crop bei Bantam Press, a division of Transworld Publishers Ltd., England.

Besuchen Sie uns im Internet:

[www.weltbild.de](http://www.weltbild.de)

Genehmigte Lizenzausgabe © 2015 by Weltbild GmbH & Co. KG, Steinerne Furt, 86167 Augsburg

Copyright der Originalausgabe © 1997 by Catherine Cookson

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 1999 by Wilhelm Heyne Verlag GmbH & Co. KG, München

Übersetzung: Elisabeth Schulte-Randt

Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: © Thinkstockphoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-95569-855-3

Die Guten sterben zuerst,  
Und die, deren Herz trocken ist wie Staub im Sommer,  
Brennen nieder bis zum Stumpf.

Wordsworth

# Teil 1

Daniel starrte zu seinem Vater hinauf und fragte sich, wie sich ein Mann seines Alters noch immer wie ein Junge benehmen konnte – denn sein Vater saß nicht hinter seinem Schreibtisch, sondern hockte auf der Kante und baumelte mit einem Bein, während er mit Pattie redete. Immer wenn er etwas Wichtiges zu sagen hatte, sprach er mit Pattie, niemals mit ihm; vielleicht, weil sie schon dreizehn war, vier Jahre älter als er. Andererseits wusste Daniel, dass sein Vater oft auf Pattie wütend wurde, und auch jetzt zeigten sich Anzeichen dafür, denn sein Bein schwang rascher als gewöhnlich hin und her. Pattie hatte eben zu ihm gesagt: »Mutter ist erst zwei Jahre tot, und im Haus geht alles seinen gewohnten Gang, also warum ...?«

»Ich weiß, dass eure Mutter erst zwei Jahre tot ist, aber zwei Jahre reichen als Anstandsfrist wirklich aus, um sich wieder zu verheiraten. Und was das Haus betrifft, geht nicht alles seinen gewohnten Gang. Rosie ist eine faule Schlampe, und das Essen wird von Tag zu Tag schlechter.«

In Erwartung ihrer Antwort wandte Daniel den Blick zu seiner Schwester, die jetzt erwiderte: »Das Haus ist groß. Rosie muss alle Räume allein sauber halten, neben ihrer Arbeit in der Küche. Als Mutter noch lebte, hatten wir zwei zusätzliche Mägde.«

Daniel stellte fest, dass das Bein seines Vaters aufgehört hatte, sich zu bewegen. Hector Stewart glitt von der Tischkante, blieb einen Augenblick aufrecht stehen, bis er sich zu seiner Tochter beugte und sagte: »Als deine Mutter noch lebte, war vieles anders. Ihr wurdet zum Beispiel viel zu sehr verwöhnt. Wenn du das Haus schmutzig findest, solltest du dich dazu bequemen, selbst einen Staubwedel oder besser gleich einen Besen in die Hand zu nehmen, Miss Stewart.«

Das schlichte blonde Mädchen hielt, ohne eine Miene zu verziehen, dem strengen Blick seines Vaters stand. »Mich schickst du in die Dorfschule hier, aber Daniel darf ins Internat. Warum?«

»Warum, fragst du? Weil Daniel ein Junge ist und eine gute Ausbildung braucht, während du als zukünftige Ehefrau und Mutter nur lernen musst, wie man den Haushalt und die Kinder anständig versorgt.«

»Ich möchte vielleicht gar nicht heiraten, Vater. Nicht jedes Mädchen will einen Mann.«

»Die mit Verstand wollen schon, Kind. Damit sie Herrin im eigenen Haus werden. Aber wenn du bereits beschlossen hast, unverheiratet zu bleiben, wirst du dich wohl in meinem Haushalt nützlich machen müssen. Na, was sagst du dazu?«

Daniel beobachtete, wie Vater und Tochter sich anstarrten, bis seine Schwester schließlich sagte: »Ja, Vater. Warum heiratest du Moira Conelly eigentlich? Sie ist mit uns verwandt, nicht wahr? Aber sie ist vor allem Irin.«

Hector Stewart atmete langsam ein. Dann fuhr er abrupt zu seinem Sohn herum. »Deine Schwester wird es einmal sehr schwer im Leben haben, denn sie ist schon jetzt eine richtige Nervensäge, die sich in lauter Dinge einmischt, die sie nichts angehen. Aber ich werde ihre Frage trotzdem beantworten und auch dich aufklären. Ich heirate Moira Conelly, weil ich sie mag. Was die Verwandtschaft zwischen uns betrifft, war ihr Vater ein Stiefcousin meines Vaters. Wenn du über deinen Mathematikaufgaben sitzt, kannst du



den Verwandtschaftsgrad ausrechnen.« Hector drehte sich wieder zu seiner Tochter um. »Und jetzt zu ihrer Nationalität. Ihr wisst beide seit Langem, dass Moira Conelly Irin ist, denn sie hat uns zweimal in den Ferien besucht, oder etwa nicht? Das war zu der Zeit, als Mutter noch lebte.«

Jetzt sprach auch Daniel zum ersten Mal. Sein Gesicht hellte sich durch ein kleines Lächeln auf, als er sagte: »Sie wohnt in einem Schloss. Das stimmt doch, Vater, oder?«

Wieder sog Hector Stewart langsam den Atem ein. Dann erwiderte er das Lächeln seines Sohnes. »Ja, Daniel, das könnte man sagen, aber es ist kein richtiges Schloss. Nicht nach unseren Vorstellungen. Trotzdem wird es so genannt.«

»Sie ist alt.«

Hector drehte den Kopf wieder zu seiner Tochter. »Was meinst du mit alt?«

»Sie muss schon fünfundzwanzig sein.«

»Ja, sie ist fünfundzwanzig. Und das nennst du alt?«

Darauf schien Pattie keine Entgegnung mehr einzufallen. Der Gesichtsausdruck ihres Vaters wurde weicher, und seine Stimme ebenfalls. »Warte, bis sie hier ist, dann magst du sie auch. Du wirst gar nicht anders können, denn sie hat eine heitere herzerfrischende Art. Durch sie wird wieder Fröhlichkeit in dieses Haus einkehren.«

Als Pattie auch darauf anscheinend nichts zu sagen wusste oder entschieden hatte, ihre Meinung besser für sich zu behalten, fuhr ihr Vater fort: »Es ist schon spät. Daniel, unser junger Herr, hat morgen eine lange Reise vor sich, wenn er ins Internat zurückkehrt. Hilf ihm beim Packen.«

»Ich habe schon gepackt, Vater«, sagte Daniel.

»Tatsächlich? Ja, wenn das so ist.« Hector Stewart straffte die Schultern, schloss den mittleren Knopf seiner kragenlosen Jacke und blickte, jetzt etwas befangen, von einem Kind zum anderen. »Ich habe zu arbeiten«, sagte er schließlich. »Ich bin draußen auf dem Hof. Und du, Pattie, gehst besser in die Küche und siehst nach, was Rosie für uns zum Abendessen zusammenkocht. Daniel, du hast heute deinen vorerst letzten Abend zu Hause, deshalb erlaube ich dir, zu tun und zu lassen, was dir gefällt.« Hector Stewart öffnete den mittleren Jackenknopf wieder und verließ das Zimmer.

Daniel sah zu seiner Schwester. Ihr gewöhnlich blasses Gesicht war hochrot, ein Zeichen für den Zorn, der in ihr kochte. In besänftigendem Ton sprach er auf sie ein: »Ich erinnere mich an sie, Pattie. Sie war lustig und hat mich zum Lachen gebracht. Es könnte doch sein, dass auch du sie magst. Außerdem hat Vater gesagt, dass sie ihre Magd mitbringt, als Frau fürs Grobe. Vielleicht musst du dann überhaupt nicht mehr im Haushalt mitarbeiten.« Daniel streckte den Arm nach seiner Schwester aus und ergriff ihre Hand.

Endlich sagte Pattie etwas, aber ihre Stimme klang seltsam bebend. »Du bist nie hier, Dan. Du weißt nicht, wie es seit Mutters Tod hier zugegangen ist. Er kümmert sich überhaupt nicht um mich, und ich habe niemanden, mit dem ich reden kann. Das ist der Grund, warum« – sie unterbrach sich, senkte den Blick und schüttelte ihren Kopf, bevor sie fortfuhr – »warum ich Vater immer mit Fragen löchere. Dann spricht er wenigstens mit mir.«

»Ich werde dir aus dem Internat schreiben«, versprach Daniel mit zärtlicher Stimme.

Pattie blinzelte plötzlich heftig, als sie ihn ansah. »Das ist nicht dasselbe.«

»Hast du in der Dorfschule noch keine Freundinnen gefunden?«

»Ach, diese Gänse. Betty McIntosh und Theresa Holmes finde ich dumm und langweilig, und die Jungen sind ungehobelte Klötze. Und Miss Brooker hat keine Ahnung, der könnte sogar ich noch etwas beibringen. Von Mutter habe ich schon mit vier Jahren Rechnen gelernt. Und seit wann ich bis hundert zählen und die Uhr richtig lesen kann, weiß ich schon gar nicht mehr. Mutter war so unglaublich gebildet. Aber diese Dorfschule! Brr!«

Pattie schleuderte Daniels Hand von sich, als wollte sie damit die Schule samt ihrer Belegschaft loswerden. Als seine Schwester sich zur Seite wandte, spürte Daniel den starken Drang, sie zurückzureißen, die Arme um sie zu schlingen und sie festzuhalten, um ihr und gleichzeitig sich selbst Trost zu spenden.

Er folgte ihr aus dem Zimmer, durch den Korridor und in die steingepflasterte Halle, wo eine breite Eichenholztreppe nach oben ins zweite Stockwerk führte. Am Fuß der Treppe wandte seine Schwester sich nach kurzem Zögern zum entgegengesetzten Ende der Halle.

Daniel verließ das Haus durch den Haupteingang und trat auf die gepflasterte Veranda, die an der gesamten Vorderseite entlangführte. Er lehnte sich an eine der beiden Steinsäulen, die rechts und links die oberste von sechs auf die Zufahrt führenden Stufen einrahmten, und ließ den Blick über den Landsitz seines Vaters schweifen.

Da das Haus auf einer Anhöhe stand, konnte Daniel vor sich und zu seiner Rechten den Flickenteppich der Felder sehen. Links versperrte eine Ansammlung von Wirtschaftsgebäuden den Blick. Daniel wusste, dass sich dahinter fünf Bauernhäuser befanden. Jenseits dieser Gehöfte zeichnete sich eine Hügelkette ab, die sich an der Hinterseite des Haupthauses fortsetzte. Die Erhebungen boten Schutz vor Regen, Hagel und dem Nordostwind.

Daniel liebte das Herrenhaus und das Land, von dem es umgeben war. Warum also stimmte ihn der Blick über die Felder traurig? Besäße er den unerschrockenen Verstand seiner Schwester, wäre er längst auf die Antwort gekommen. In letzter Zeit hatte er viel nachgedacht. Er wusste nur, dass ihm etwas fehlte, aber er würde niemals zugeben, nicht einmal in seinen eigenen Gedanken, dass er sich danach sehnte, festgehalten zu werden und selbst seine Arme um einen anderen Menschen schlingen zu können.

Er erinnerte sich an den Tag, als seine Mutter begraben wurde, und an den merkwürdigen Gedanken, der ihm durch den Kopf geschossen war. Es stimmte, seine Mutter hatte ihn niemals in die Arme genommen. Sie hielt nichts von solchen Zärtlichkeiten und hatte auch Rosie daran gehindert, Daniel zu umarmen. Seine Mutter wollte nicht einmal seine Hand halten.

Seufzend richtete Daniel sich auf. Er freute sich darauf, morgen ins Internat zurückzukehren. Ihm gefiel es in Crawley House. Das Essen war zwar nicht sonderlich gut, aber das spielte keine Rolle. Wenigstens war die Hausmutter sehr nett; Daniel mochte sie. Im Frühling, als er an Husten litt, hatte sie ihm Sirup gegeben, ihn einen ganzen Tag im Bett bleiben lassen und ihm dabei über das Haar gestrichen. Soweit sich Daniel erinnern konnte, war sie der erste Mensch, der so etwas getan hatte. Rosie zerzauste ihm immer den Schopf. Hin und wieder war ihm auch sein Vater durch die Haare gefahren, aber niemand hatte bis dahin zärtlich darübergestrichen.

In einiger Entfernung, jenseits der Gemüsebeete und des Blumengartens, konnte er Barney Dunlop, den Ehemann von Rosie, erkennen. Er pflügte das Gerstenfeld. Die Ernte in diesem Jahr war gut gewesen, aber das Pflügen zeigte die Ankunft des Herbstes an. Daniel überlegte, ob er zu Barney hinübergehen sollte, um sich von ihm zu verabschieden, denn er mochte ihn.

Er schritt die Stufen hinunter und wandte sich nach links. Am Hausende bog er um die Ecke. Hier begann der Wirtschaftshof. Es war niemand draußen. Die vier Pferdeboxen standen leer, und die Tür zum Sattelraum war geschlossen, ebenso wie die Türen zum Nebengebäude. Als Daniel sich dem offenen Scheunentor näherte, erhoben sich träge zwei Hunde, die im Stroh gelegen hatten, und trotteten auf ihn zu. Sie bellten nicht zur Begrüßung, sondern folgten ihm mit einem Schritt Abstand, an jeder Seite einer. Sich umwendend und von einem Hund zum anderen blickend, sagte Daniel: »Guter Junge, Laddie«, und dann: »Geht es deinem Ohr besser, Flo?« Die Hunde antworteten mit einem Schwanzwedeln.

Am hinteren Hofende führte ein Tor in einen mauerumgrenzten Gemüsegarten. Es war ein großes Stück Land, und die späten Bohnen und Erbsen überragten die anderen Pflanzen.

Daniel folgte dem Pfad, der außen an einer Mauerseite entlangführte, und trat durch einen Torbogen auf ein Stück Brachland, das früher einmal Rasen gewesen war. Der Marsch durch das hohe Gras ließ ihn an die Überraschung denken, mit der er im letzten Sommer festgestellt hatte, wie schnell ein Garten verwilderte, wenn er nicht regelmäßig gepflegt wurde. Das Gras schoss in die Höhe, und das wild wuchernde Unkraut würde bald alle Blumen unter sich ersticken. Daniel wusste, dass die Entlassung von Peter Kent und Will Brown durch seinen Vater schuld daran war. Peter hatte sich um das Gemüse und den Blumengarten gekümmert, und Will half ihm hin und wieder, wenn er nicht bei den Pferden zu tun hatte. Jetzt standen die beiden Reitpferde und die zwei Kutschpferde unten auf dem Gehöft im Stall. All diese Veränderungen waren nach dem Tod seiner Mutter eingetreten.

Warum? Das hatte er Pattie gefragt, als er zum ersten Mal den hoch aufgeschossenen Rasen sah, und ihre Antwort war: »Mit Mutter ist auch ihr Geld gestorben.«

Damals hatte Daniel diese Antwort sehr merkwürdig gefunden und vor seinem inneren Auge seine Mutter gesehen, die auf dem schwarz drapierten Billardtisch aufgebahrt lag, umkränzt von lauter Geldscheinen.

Würde das Leben auf dem Gut wieder wie früher werden, wenn sein Vater Moira Conelly, diese Irin, geheiratet hatte? Vielleicht besaß sie Geld.

Alles schien vom Geld abzuhängen. Sein Vater musste Geld bezahlen, damit Daniel das Internat besuchen konnte, und er hatte ihm klargemacht, welch ein Glück das für ihn, Daniel, war. Wahrscheinlich hatte sein Vater recht.

Bei diesem Gedanken begann er zu rennen. Die Hunde sprangen von seiner Seite und hetzten durch das hohe Gras.

Das Feld endete an einem Gehölzstreifen, und Daniel rannte im Zickzack zwischen den Bäumen hindurch, die aufgeregt bellenden Hunde immer dicht hinter sich. Hinter dem Wald begann das gepflügte Land, und er lief mit den Hunden durch die sauber gezogenen

Furchen. In der Ferne konnte er sehen, wie Barney Dunlop die Pferde vom Pflug abschrirte. Als er bei ihm ankam, wandte sich der Alte um und redete Daniel an, als wäre er nicht durch die bellenden Hunde auf die Ankunft vorbereitet gewesen.

»Ah, Sie sind es, Master Daniel. Woher tauchen Sie denn so plötzlich auf?«

»Aus dem Brunnen von Granny Smith.«

Der alte Mann und der Junge lächelten sich wissend an. Seit Langem war dies ihre Begrüßungsformel. Barneys Frau gab die gleiche Antwort, wenn Barney wissen wollte, wo sie gewesen sei. »Unten im Brunnen von Granny Smith«, pflegte sie zu sagen.

Der Brunnen von Granny Smith war der tiefste in der gesamten Gegend, und seit Menschengedenken war er noch nie versiegt, nicht einmal in den heißesten Sommern, wenn wochenlang kein Tropfen Regen fiel.

»Alles klar für morgen früh, Junge?«

»Ja, alles klar, Barney.«

»Möchten Sie Princess führen? Obwohl, eigentlich ist das nicht nötig. Sie würde auch blind den Weg in ihren Stall zurückfinden. Aber Daisy, ihre Tochter hier ...« Barney stupste das andere Pferd in die Flanke. »So dämlich und eigensinnig, wie sie ist, würde sie sich unweigerlich auf den Markt von Fellburn verirren, wenn ich nicht dauernd ein Auge auf sie hätte.«

Während Daniel neben dem Kopf des schweren Zugpferdes schritt und dem Geplauder des Alten lauschte, erfüllte ihn mit einem Mal ein Gefühl der Zufriedenheit. Er hätte nicht genau sagen können, warum er so empfand, aber auf diesem Teil des Anwesens schien das Leben in anderen Bahnen zu verlaufen als drüben am entgegengesetzten Ende.

Auf dem ungepflasterten Vorplatz vor dem Hof herrschte ein lebhaftes Hin und Her. Arthur Barney trieb die Kühe von der Weide zurück. Alex Towney schleppte Futter für die Pferde heran, und ganz hinten sprach sein Vater mit Bob Shearman, dem Schäfer. Er bewegte unruhig die Hand, als wäre er verärgert.

An der Stalltür angekommen, ließ Daniel das Zaumzeug von Princess los. Als er sich zu Barney umwandte und fragen wollte, ob er beim Tränken der Pferde helfen durfte, sah er, dass auch Barney Dunlop zu dem Schäfer blickte, der nun über den Hof zu ihnen kam. Als Sherman an ihnen vorbei in den Stall ging, zischte er:

»Weißt du, was jetzt wieder los ist, Barney? Er will doch tatsächlich, dass ich Falcon morgen zum Markt bringe. Ich habe ihn gefragt, warum er nicht eines der Kutschpferde verkauft, und er sagt, ich soll mich gefälligst um meine eigenen Angelegenheiten kümmern. Aber ich habe geantwortet, dass ich immer für die Pferde zuständig gewesen bin, bevor er mich zum Schäfer degradiert hat. Falcon ist noch längst kein Fall für den Abdecker. Der Gaul hat noch genug Feuer im Leib und würde ihm jederzeit beweisen, dass er sein Letztes geben würde. Aber nein, ausgerechnet Falcon muss weg. Die Kutschpferde will er behalten, um bei der vornehmen Dame, die demnächst hier erwartet wird, Eindruck zu schinden. Ich sage dir was, Barney, dieser Besitz geht den Bach runter, ehe du dich versiehst.«

»Sei still! Halt bloß den Mund!«

Bob Shearman blickte in die Richtung von Barneys Finger, der auf den Jungen wies. »Was soll's? Er erfährt ohnehin bald, wie die Dinge wirklich stehen. Und wenn es ans

Erben geht, wird er feststellen, dass nichts übrig geblieben ist. Glaub mir, ich habe recht.«

Daniel fragte Barney nicht, ob er beim Tränken der Pferde helfen durfte, sondern verabschiedete sich. »Auf Wiedersehen, Barney. Ich muss jetzt gehen.«

»Auf Wiedersehen, Master Daniel. Lange wird es nicht dauern. Weihnachten steht vor der Tür. Was sind schon zehn Wochen, he?«

Ohne Bob Shearman Lebwohl zu sagen, wandte Daniel sich zum Gehen, doch während er den Wald durchquerte, dachte er an die Worte des Schäfers. »Wenn es ans Erben geht, wird er feststellen, dass nichts übrig geblieben ist.« Ob das alles damit zusammenhing, dass mit seiner Mutter auch ihr Geld gestorben war, wie Pattie sagte? Aber was war mit dem Geld, das sein Vater durch den Verkauf von Getreide, Eiern, Gemüse, Milch und natürlich durch Schweine und Schafe einnahm? Da musste doch ein ziemlicher Haufen zusammenkommen. Was tat sein Vater mit dem Geld? Da Daniel ihn das nicht fragen konnte, musste er sich damit abfinden, die Antwort nie zu erfahren.

Ja, es war wirklich gut, dass er morgen ins Internat zurückkehrte. Dort gab es so viel zu tun, dass er nie Zeit hatte, um über unangenehme Dinge nachzudenken wie etwa ein Erbe, von dem nichts mehr übrig war, wenn er es antrat. Daniel rief die Hunde zu sich und rannte mit ihnen durch das Wäldchen.

Daniel musste mit der Heimkehr nach Hause nicht bis Weihnachten warten. Er bekam drei Tage frei, um an der Hochzeit seines Vaters teilzunehmen. Nachdem er seinem Freund Ray Melton anvertraut hatte, dass sein Vater eine irische Dame heirate, die in einem Schloss wohne, und dass sie ihre Magd mitbringen würde, war Daniel während der vergangenen Woche zum Mittelpunkt des Interesses im College geworden. Ray hatte diese Nachricht natürlich unter den anderen Jungen im Schlafsaal verbreitet, und die Folge davon war, dass Daniel nach dem Löschen des Lichts von seinen Mitschülern mit Fragen bombardiert wurde.

Die Dame würde seine Stiefmutter werden, nicht wahr?

Ja, das würde sie.

Ob Daniel das gefiel?

Das wusste er noch nicht.

Ob sie reich war?

Daniel war sich nicht sicher.

Nun, wenn sie mit einer Dienerin reiste, war sie bestimmt reich. Man musste schon zur Aristokratie gehören, um sich persönliche Dienstboten leisten zu können.

Diese letzte Bemerkung führte zu einer Meinungsverschiedenheit. Drei der Jungen behaupteten, ihre Eltern hätten Freunde, die ebenfalls Hauspersonal beschäftigten.

Ein anderer Junge übertraf seine Kameraden noch, indem er prahlte, sein Cousin sei zu Besuch in einem Landhaus in Northumberland gewesen, wo es neben dem Butler und dem Lakai zwölf weitere für das Haus zuständige Dienstboten gab. ... Und wie viel Personal beschäftigte Daniels Vater?

Daniel wusste, dass sein Prestige drastisch sinken würde, wenn er bei der Wahrheit bliebe, und antwortete: »Eine Magd.« Also beruhigte er sich damit, dass er nicht wirklich log, wenn er die Landarbeiter und ihre Ehefrauen mitzählte. »Acht.«

Es folgte Gemurmel und anerkennendes »Oh!«. Acht schien eine genügend große Zahl für ein Haus zu sein, in das eine irische Dame mit ihrer persönlichen Dienerin einheiratete.

Als Daniel sich zum Schlafen legte, nahm er sich vor, Ray unbedingt zu erklären, wie sich die Zahl von acht Dienstboten zusammensetzte, und dass nur eine Person, Barneys Frau Rosie, im Haus arbeitete. Er hatte seinem Freund versprochen, ihn während der bevorstehenden Weihnachtsferien zum Tee einzuladen, um ihm den Gutshof und das Haus zu zeigen. Das Herrenhaus war ein sehenswertes Gebäude. Ein Trakt wurde vor mehr als zweihundert Jahren erbaut. Im Augenblick musste sich Daniel aber keine Sorgen machen, denn Ray befand sich viele Meilen entfernt, in seinem Schulort Corbridge.

Noch bevor er das Haus betreten hatte, nahm Daniel die Veränderung wahr. Er war aus der Kutsche gesprungen, die ihn vom Bahnhof abgeholt hatte, und bereits auf der Zufahrt scholl ihm Gelächter entgegen. Die Fröhlichkeit ergriff ihn und trug ihn wie auf Flügeln in die Halle. Dort begegnete Daniel seiner zukünftigen Stiefmutter, die soeben die letzten Stufen der Eichtreppe hinunterging. Moira Conelly sah anders aus als in seiner

Erinnerung, jünger, hübscher und weniger üppig. Als sie sich vorbeugte, ihre Arme ausbreitete und rief: »Nein, wirklich! Daniel, du bist aber groß geworden. Komm her, komm her zu mir«, war er ihr nicht entgegengelaufen, sondern hatte sich gemessenen Schrittes genähert. Er fühlte sich verpflichtet, sie höflich mit »Guten Tag« zu begrüßen. Aber als ihre Hände die seinen ergriffen und sie ihn an die Brust zog, schlang er die Arme um ihre Taille und blickte ihr ins Gesicht. Er lachte, und sie lachte ebenfalls. Ihr Lachen klang direkt an sein Ohr, ungezwungen, herzlich und nicht affektiert, wie man bei einer Dame hätte erwarten können. Dann ließ sie Daniel los und wies auf eine dunkelhaarige Frau, die aus der Küche näher kam.

»Daniel, das ist Maggie Ann«, sagte sie. »Und ich warne dich, sei vorsichtig. Sie versteht sich auf magische Künste und kann dich verzaubern.«

Lachend fasste die mollige Frau mit ihrer fleischigen Hand Daniels Kinn und hob sein Gesicht zu sich. Dabei schien sie ihn mit ihrer Körperfülle beinahe zu erdrücken. »So, du bist also Daniel?«, sagte sie. »Guter Gott! Du bist ja spindeldürr, Junge. So wirst du die Löwen in der Arena nie besiegen. Zuerst müssen wir dafür sorgen, dass du mehr Fleisch auf die Rippen bekommst.« Jetzt lächelte sie, und Daniel stellte fest, dass einige ihrer Zähne schief waren. Ihm fiel auch ihr schwarzes Haar auf, das genauso dunkel wie ihre Augen war.

Als Maggie Ann sein Kinn losließ, tätschelte sie Daniel die Wange. »Das wird schon werden, keine Sorge. Wir päppeln dich ordentlich auf. Was meinen Sie, meine Liebe?« Die Magd hatte sich an ihre Herrin gewandt, und Daniel ebenso.

Seine zukünftige Stiefmutter neigte den Kopf zur Seite und betrachtete ihn, als sähe sie ihn zum ersten Mal. »Er schlägt gar nicht nach seinem Vater, wenigstens nicht dem Aussehen nach«, sagte sie schließlich. »Aber das macht nichts. Er wird auf seine Weise ein Prachtkerl.«

»Wer schlägt nicht nach seinem Vater?«

Hector war durch eine Seitentür in die Halle gekommen, und Moira, die ihm lachend entgegenblickte, sagte: »Da kommt dein Sohn nach Hause, und du begrüßt ihn nicht einmal. Wo bist du gewesen?«

Daniel sah, wie sein Vater mit großen Schritten näher kam, den Arm um die Taille seiner zukünftigen Ehefrau schlang und sie an sich zog. Dann wandte er sich an seinen Sohn und fuhr ihm durch das Haar. »Na, da bist du also! Und wie ich sehe, bist du in den letzten Wochen wieder fünf Zentimeter größer geworden.«

»Aber er ist viel zu dünn für seine Größe!« Die Bemerkung kam von Maggie Ann. Als Hector zu einer Antwort ansetzte, klang seine Stimme nicht mehr beschwingt wie vorhin. Sein Ton war kalt, obwohl er die Magd anlächelte. »Dann müssen Sie sich eben Mühe geben und Rosie mit Ihren Kochkünsten übertreffen.«

Maggie Anns Ton und ihre Haltung blieben ihrem neuen Dienstherrn gegenüber unverändert. »Gott bewahre!«, entgegnete sie laut lachend. »Erwarten Sie auf diesem Gebiet nur keine Wunder. Und ich will nicht riskieren, dass die gute Rosie sich wieder aufregt, das werden Sie doch verstehen. Es hat mich geschlagene drei Wochen gekostet, ihr die Federn zu glätten. Immer wieder musste ich sie demütig bitten, mir zu zeigen, wie hier der Haushalt geführt wird, dabei bin ich weiß Gott keine Anfängerin auf diesem

Gebiet.«

Daniel beobachtete, wie sein Vater die füllige Irin mit hartem Blick anstarrte. Dann wandte Hector Stewart sich wieder lächelnd seiner Braut zu. »Ich muss jetzt gehen und mich umziehen, denn ich rieche nach Stall. Anschließend machen wir die versprochene Rundfahrt, damit ich dich mit den Leuten in der Gegend bekannt machen kann.« Hector zog Moira noch einmal an sich und machte sich auf den Weg zur Treppe. Dort nahm er zwei Stufen auf einmal, als wäre er noch ein junger Mann.

Ohne auf Daniel zu achten, gingen die beiden Frauen, in einen lebhaften Wortwechsel vertieft, zu der Tür, die auf den Korridor führte, an dessen Ende die ehemaligen Dienstbotenquartiere lagen. Ganz hinten, nach einer scharfen Biegung, befand sich auch ein zweiter Kücheneingang. Als Daniel den Korridor betrat, um den beiden Frauen zu folgen, hörte er ihre Stimmen von dort herüberklingen. Seine zukünftige Stiefmutter sagte in ernstem Ton, ohne das geringste Lachen in ihrer Stimme: »Ich habe dich gewarnt, Maggie Ann. Du hast gewusst, was dich hier erwartet ... Möchtest du nicht doch nach Hause zurückkehren?«

»Nicht ohne Sie«, kam die Antwort. »Oder wollen Sie etwa nach Hause zurück?«

»Sei kein dummes Weib.«

»Er behandelt mich von oben herab.«

»Für ihn bist du eine Dienstmagd. Das habe ich dir alles erklärt.«

»Weiß Gott! Eine Dienstmagd war ich auch auf der anderen Seite des Wassers. Aber weder Ihr Vater noch Ihre Mutter hielten es für nötig, mir dauernd meine untergeordnete Stellung unter die Nase zu reiben. Wir haben zusammen gearbeitet, miteinander geredet, gemeinsam gegessen. Nur unsere Betten standen in getrennten Quartieren, das heißt, Sie haben trotzdem jahrelang bei mir in der Kammer geschlafen. Was erwarten Sie also von mir? Wie soll ich mit dieser neuen Situation umgehen?«

»Maggie Ann, entweder musst du nach Irland zurückkehren oder dich mit den Verhältnissen abfinden. Ich kann nur wiederholen, was ich dir bereits vor unserer Abreise gesagt habe.«

»Ja, ich weiß. Aber damals wusste ich nicht, was mich in diesem Haus erwartet. Selbst diese Rosie, die Frau des Landarbeiters, sieht mich an, als wäre ich der letzte Dreck. Und dann muss ich mich auch noch erniedrigen und sie bei jeder Kleinigkeit im Haushalt und in der Küche um Rat fragen, als könnte ich nicht bis drei zählen und hätte keine Ahnung.«

»Ich habe dir auch gesagt, dass sie hier in England anders kochen und essen als bei uns, Maggie Ann.«

»Ja, ja. Das habe ich schon begriffen. Aber ich muss in der Küche sitzen. Verstehen Sie doch, Moira, sogar Ihr eigener Vater, der aus einer der besten Familien Irlands stammt, war sich nicht zu fein, mit mir an einem Tisch zu essen. Warum, zum Teufel, glauben diese Engländer, sie wären etwas Besseres?«

Es folgte eine lange Pause, und Daniel war bereits wieder auf dem Weg zurück zur Halle, als er die jüngere Stimme hörte, die Moiras, denn für ihn war seine zukünftige Stiefmutter nun Moira: »Es wird nicht gehen, Maggie Ann, habe ich recht?«

Auf diesen Satz folgte erneut Stille, bis Maggie Ann leise sagte: »Sie wissen verdammt gut, dass ich nicht ohne Sie zurückfahre. Seit es Sie gibt, sind Sie mein Lebensinhalt. Also



bleibt mir kaum eine andere Wahl, ich muss durchhalten und das Beste aus der Sache machen. Aber eins sage ich Ihnen, Miss Moira, auch auf Sie wartet keine leichte Aufgabe. Diese junge Dame sieht Sie mit beinahe dem gleichen Hochmut an wie ihr Vater mich.«

»Das ist mir nicht neu, Maggie Ann. Ich weiß sehr wohl, wie sie mich ansieht. Aber es liegt an mir, Patties Haltung zu ändern. Ab morgen werde ich ihre Stiefmutter und Herrin des Hauses sein. Gott sei es gedankt. Ja, Herrin des Hauses. Ich sage es noch einmal, Maggie Ann, Gott sei Dank. Zusammen können wir das Beste daraus machen, aber nur, wenn du deine Zunge hütetest und dich in die neuen Verhältnisse ffügst. Vergiss nie, in der englischen Oberschicht gelten völlig andere soziale Ansichten als bei uns.«

»Pah! Oberschicht!« Maggie Anns Stimme war schrill geworden. »Was reden Sie nur, Miss Moira? Mit einem einzigen Dienstmädchen im Haus? Dass ich nicht lache! Selbst Ihr Vater hat es auf vier Dienstmägde gebracht, obwohl ihm kein einziger Penny selbst gehört. Ach, das wollte ich Sie noch fragen. Weiß man hier etwas über diese Angelegenheit?«

Moira sprach leise, als sie antwortete. »Sie wissen nur, was ich ihnen gesagt habe: dass Geld zu erwarten ist. Und das war nicht gelogen.«

»Ja. Gebe Gott, dass der Tod rasch eintritt.«

»Aber ich bitte dich, Maggie Ann. Ich wünsche niemandem den Tod. Und nun setz wieder dein Lächeln auf. Sei fröhlich mit mir. Bis jetzt sind wir gut durchgekommen. Vergiss nicht, was Mama zu sagen pflegte: Immer die Ohren steifhalten.«

»Und Ihr Vater fügte dann hinzu: »Auch wenn andere dir auf die Hühneraugen treten.««

Immer die Ohren steifhalten, auch wenn andere dir auf die Hühneraugen treten – was für eine seltsame Redensart. Aber die Iren redeten dauernd solchen Unsinn, dachte Daniel. Als er das Rascheln der Röcke hörte, kehrte er eilig in die Halle zurück und verschwand von dort in die Küche.

Rosie Dunlop, die einen dicken Teigklumpen knetet, wandte sich vom Tisch nach ihm um. »Oh, hallo, Master Daniel. Zurück aus dem Internat?«

»Ja, Rosie. Bist du beim Kochen?«

»Während der letzten vier Tage habe ich nichts anderes getan. Eine ruhige Hochzeit, meinte dein Vater, mit einem Frühstück im Hotel in Fellburn. Abends kämen nur ein paar Freunde vorbei. Sie können doch etwas Einfaches zaubern, oder?, hat er gefragt. Ich zaubere jetzt schon seit vier Tagen. Er wollte Hasenpastete, Presskopf, gebratene Rippchen, ein Eisbein, und das nur für den ersten Gang. Stell das Zeug einfach auf den Tisch. Die Gäste bedienen sich selbst. Das waren seine Worte. Hast du die beiden gesehen?«

Daniel zögerte einen Augenblick. »Ja, Rosie«, sagte er dann. »Ich habe in der Halle mit ihnen gesprochen.«

»Nun, und was meinst du?«

Er wusste, dass er »diplomatisch« sein musste, wie man das nannte. »Ich weiß nicht, Rosie. Ich kenne sie noch nicht lange genug.«

»Moira Conelly war schon früher hier. Mochtest du sie damals?«

»Ja, sie war ganz in Ordnung.«

»Aber was ist mit der anderen?«

Daniel lächelte bei seiner Antwort. »Sie ist sehr dick.«

»Ja, auch ihr Schädel. Ihr ganzer Körper ist angeschwollen. Sie sieht aus, als hätte sie überall Wasser. Übrigens werden bald noch mehr von dieser irischen Sippe eintreffen.«

Rosie trat neben Daniel, und ihre Stimme war kaum mehr als ein Flüstern. »Hat sie Geld? Ich meine, Miss Conelly. Bringt sie Geld in die Ehe?«

»Geld?«, wiederholte Daniel, und ihm fiel das Gespräch ein, das er eben mitgehört hatte. »Ich weiß nicht, Rosie. Aber ich nehme an, dass sie reich ist. Wahrscheinlich wird sie irgendwelche Verwandte beerben.«

»Wer glaubt denn an diese Geschichte? Das jedenfalls ist meine Meinung.« Rosie fuhr energisch zum Tisch herum. Nachdem sie einige Male auf den Teig eingeschlagen hatte, hielt sie in der Bewegung inne und wies mit dem Kopf zu der Sitzbank in der Ecke der langen Küche. »Ich habe etwas Gebäck zur Seite gestellt. Die paar Kuchenstückchen fallen nicht auf. Bring Miss Pattie eins mit, wenn du zu ihr gehst.«

»Pattie ist zu Hause?«

»Aber ja. Sie hat ebenfalls drei Tage schulfrei. Aber frag mich nicht, warum.«

Daniel nahm die zwei Gewürzkuchen und legte sie auf einen Teller. »Danke, Rosie.« Dann fragte er: »Wo finde ich Pattie?«

»Wo sie in letzter Zeit immer ist. Oben in ihrem Zimmer oder im alten Spielzimmer.«

»Natürlich.« Daniel nickte der Magd zu, dann rannte er aus der Küche, durch die Halle und die Treppe hinauf.

Auf dem Absatz machte er halt und überlegte. Ob er zuerst in Patties Zimmer am anderen Ende des Korridors nachsehen oder gleich eine Treppe höher ins Dachgeschoss gehen sollte, wo sich die Kinderzimmer und die Schulräume befanden? Er entschied sich für die zweite Möglichkeit und stürmte in das alte Schulzimmer.

»Kannst du nicht anklopfen?«, war Patties Begrüßung.

»Wieso? Du konntest dir doch denken, dass ich es bin.«

»Dummkopf. Woher denn? Ich hatte keine Ahnung, dass du aus dem Internat zurück bist.«

»Wärst du nach unten gekommen, hättest du mich gleich gesehen. Hier, für dich!«

Lächelnd reichte Daniel seiner Schwester das Kuchenstück. »Das ist von Rosie.«

Ohne eine Dankeschön nahm Pattie den Kuchen und biss hinein. Daniel hatte noch nicht die Hälfte seines Stücks gegessen, als sie bereits fertig war.

»Hast du Hunger?«

»Ja, ich war hungrig. Ich habe heute Morgen nicht gefrühstückt.«

»Warum?«

»Warum? Na ja, ich wollte nicht unten mit meiner ewig lachenden Stiefmutter und diesem Trottel von Vater an einem Tisch sitzen. Oder mit dieser schlampigen Magd in der Küche. Vater meinte, ich müsste mich entscheiden, entweder esse ich mit ihnen oder mit der Magd. Also habe ich beides gelassen.«

»Du kannst nichts dagegen tun, weißt du?«, sagte Daniel ruhig und betrachtete Pattie, die gegen den Tisch gelehnt stand und sich an der Kante festklammerte. Bei ihrem Anblick stieg in Daniel wieder dieses Gefühl auf, das ihn traurig stimmte. Er mochte die Empfindung nicht. Also wandte er den Blick von seiner Schwester zum Tisch, auf dem

Papierfetzen verstreut waren. »Was machst du da?«, fragte er.

Pattie richtete sich auf und stellte voller Ungeduld eine Gegenfrage: »Kennst du jemanden in Vaters Bekanntenkreis, dessen Spitzname Barbie ist?«

Daniel dachte einen Augenblick nach. »Barbie? Klingt eher wie ein Mädchenname. Vielleicht eine Abkürzung? Nein, wir kennen die Talbots, aber Mrs Talbot heißt mit Vornamen Lilian. Und dann gibt es Frances. Mrs Farrington, die Tessa genannt wird, und schließlich Janie. Aber warum fragst du?«

»Sieh mal.« Pattie zeigte auf die Tischplatte, und Daniel beugte sich vor, um die zerrissenen und rußgeschwärzten Papierstücke anzusehen. Mit spitzem Finger zeigte Pattie auf die Unterschrift, die noch deutlich auf einem Stück zu erkennen war. »Kannst du die Unterschrift entziffern?«, fragte sie. Daniel bückte sich tiefer. »Barbie«, sagte er dann. »Aber das ist ja ein Brief. Warum diese vielen Papierschnitzel?«

»Eben«, nickte Pattie ihm zu, »warum diese vielen Schnitzel? Und was haben die Briefe zu bedeuten? Es waren ziemlich viele. In dieser Woche kam ich eines Abends zufällig ins Arbeitszimmer und sah, wie Vater im Kamin Papiere verbrannte. Er fragte mich, was ich wollte, und ich gab vor, ein Buch zu suchen. »Nun, dann nimm es dir und geh wieder«, antwortete er. Und ich bin gegangen, aber ich habe gewartet, bis er das Zimmer verließ und über die Treppe nach oben verschwand. Dann bin ich zurück. Im Kamin lag das ganze verkohlte Papier, mit einigen Stellen, die noch nicht verbrannt waren.« Pattie tippte auf die Papierreste, die offensichtlich ein Brief gewesen waren. »Die Stücke stammen nicht alle von einem Brief. Aber hier, es erscheint dreimal der Name »Barbie«. Auf diesem Stück steht nur die Hälfte der Unterschrift: »Bar«, doch sieh selbst, die Schrift ist die gleiche wie bei dem vollständigen Namen. Dann hier, auf diesem Fetzen steht: »Das kannst du nicht«. Und dort drüben« – Patties Finger fuhr zu einem kleinen Schnipsel, und sie tippte auf die Worte – »»Jahr um Jahr«. Sieh dir das an.« Mit der anderen Hand drehte sie einen verkohlten Papierstreifen um, an dessen Oberkante eine unregelmäßige weiße Linie zu sehen war. »Was sagst du hierzu?«, fragte Pattie.

Nach einem genaueren Blick auf das Papier sagte Daniel: »Ich glaube, das Wort heißt: »Zeit«, aber den Rest kann ich nicht entziffern.«

Pattie sagte: »Aber ich. Hier steht: »wenn.«

Daniel nickte. »Ja, das könnte sein.«

»Und das nächste Wort heißt: »jemals.«

»Das hast du nur geraten.«

»Nein. Sieh her!« Pattie zog ein Blatt sauberes Papier zu sich und schrieb »jemals« darauf.

»Könnte sein.« Daniel nickte wieder.

»Ich glaube, es soll heißen: »wenn jemals die Zeit käme.«

Daniel warf einen erneuten angestregten Blick auf den verkohlten Papierstreifen. »Vielleicht hast du recht. Aber selbst wenn es stimmt, was hat der Satz dann zu bedeuten? Was liest du darin?«

Pattie wandte sich um, an die Tischkante gelehnt, und sah Daniel mitten ins Gesicht. »Warum sollte Vater diese Briefe wohl verbrennen? Der Name unserer Mutter war Janice. Die neue Frau dort unten heißt Moira. Wer, frage ich dich, wer oder ist Barbie?«

Jetzt lächelte Daniel. »Frag mich nicht, Pattie. Du hast das Puzzle ausgebreitet, aber ich kann mir nicht vorstellen, wie du die Teile richtig zusammenfügen willst.«

»Eines Tages ... wird es mir gelingen.«

Daniel machte ein ernstes Gesicht, und seine Stimme war leise. »Warum bist du so verbittert gegen Vater? Zu mir hast du gesagt, du würdest mit ihm reden, weil du willst, dass er dich beachtet. Wie kannst du dann verbittert sein?«

Pattie schüttelte langsam den Kopf. Dann sagte sie: »Ich glaube, weil Mutter seinetwegen verbittert war.«

»Mutter? Verbittert wegen Vater?«

»Ja.« Zu Daniel heruntergebeugt, brachte sie ihr Gesicht vor seines. »Mutter war verbittert wegen Vater. Du hast keine Ahnung, du Schafskopf.«

»Ich bin kein Schafskopf. Wag es nicht noch einmal, mich so zu nennen.«

Patties Überraschung über seine Gegenwehr war offensichtlich, denn sie entschuldigte sich sofort. »Du weißt, dass ich das mit dem ›Schafskopf‹ nicht wirklich ernst gemeint habe. Aber versteh doch, Daniel, seit mehr als zwei Jahren bist du jetzt von zu Hause fort. Du warst gerade sieben, als Vater dich weggeschickt hat, und von dem, was in der Zwischenzeit hier passiert ist, hast du keine Ahnung. Ich habe dich vermisst, seit du im Internat bist. Weißt du das?«

Als Daniel nicht antwortete, sprach Pattie weiter. »Im Dezember wirst du zehn, und ich werde vierzehn. Und rate mal, was ich nächstes Jahr tun werde?«

»Von der Schule abgehen. Du wirst wohl müssen, vermute ich.«

»Nein, das habe ich nicht vor, und ich muss auch nicht. Ich ... werde Lehrerin. Mit den Kleinen in der Grundschule fange ich an. Miss Brooker sagt, ich kann das.«

»Ich dachte, du hättest gesagt, Miss Brooker wäre dumm und hätte keine Ahnung.«

»Na ja«, Pattie zog die Schultern hoch, »sie weiß immerhin, dass ich genauso viel weiß wie sie.«

»Hast du Vater schon etwas davon gesagt?«

»Noch nicht.«

»Glaubst du, er lässt dich?«

»Das wird er müssen.«

»Oh, Pattie.« Daniel lächelte seine Schwester traurig an. »Du weißt, dass du Vater zu gar nichts bringen kannst, wenn er nicht will.«

»Vielleicht hast du recht. Aber seine neue Frau, die wird mich nicht den ganzen Tag um sich haben wollen. Ich werde schon dafür sorgen, dass sie von Anfang an Bescheid weiß, mit wem sie es zu tun hat. Sie wird froh sein, mich loszuwerden. Oh, ihre Unterstützung ist mir sicher. Darüber zerbrich dir nicht den Kopf.«

Daniel lachte. »Weißt du, Pattie, du bist eine echte Landplage. Wärst du ein Mann, würdest du Revolutionen anzetteln.«

Pattie nickte zustimmend. »Sehr wahrscheinlich. Und ich wünschte, ich wäre ein Mann, dann müsste ich nicht die vier Gästebetten frisch beziehen.«

»Wie viele Leute kommen denn?«

»Soweit ich weiß ihre Mutter und ihr Vater, dazu zwei Brüder und deren Frauen. Außerdem eine Großtante.«

»Bleiben sie lange?«

»Gott sei Dank nur für heute Nacht. Nach der Hochzeit nehmen sie den Spätzug, der sie zur Fähre bringt.«

»Aber warum reisen sie erst abends wieder ab, wenn die Trauung um elf Uhr vormittags stattfindet?«

»Nachts ist die Überfahrt billiger, sagt Rosie.«

»Woher kennt Rosie sich mit so etwas aus?«

»Ach, wusstest du nicht, dass sie zur Hälfte Irin ist? Ihre Mutter stammt aus Irland.«

Pattie wandte sich zum Tisch zurück und sammelte sorgfältig die rußigen Papierfetzen ein. »Die Iren bevölkern das ganze Land. Das hat mir Miss Brooker gesagt, als ich ihr erzählte, dass mein Vater eine Dame aus Irland heiratet. Wörtlich meinte sie: »Noch mehr von dieser Sorte? Sie machen sich jetzt schon überall breit.« Komm und hilf mir mit den Bettlaken.« Auf dem Weg zur Tür blieb Pattie abrupt stehen. »Aber hüte dich: Kein Wort zu Vater.« Dabei wies sie auf den Umschlag mit den Überresten der Briefe.

In Daniels Stimme lag Empörung, als er antwortete: »Warum sollte ich? Welchen Grund könnte ich haben?«

»Man weiß nie. Manchmal rutschen einem Sachen heraus.«

»Du willst unbedingt daran glauben, dass ich ein Hohlkopf bin, wie?«

Pattie versetzte ihm einen Schubs. Dabei lachte sie laut, was selten geschah. Daniel stimmte in das Lachen ein, und gemeinsam verließen sie das Zimmer.

Auf dem tiefen Sims des dritten Fensters in dem lang gezogenen Esszimmer sitzend, sah Daniel von einem Mitglied der Familie seiner zukünftigen Stiefmutter zum anderen, und ihm fielen nur zwei Worte ein, um die Besucher zu beschreiben: seltsam und fremd.

Der Erste in der Reihe war Moiras Vater, ein hochgewachsener und sehr dünner Mann mit tiefdunklem Haar, der wie seine Tochter viel lachte und außerdem pausenlos zu reden schien. Seine Frau war nur halb so groß, dafür hatte sie eine untersetzte Figur. Auch ihr Haar war dunkel, ihr Gesicht faltig, und sie sah alt aus. Moiras Mutter lächelte viel, aber sie lachte nicht und ließ nur hin und wieder ein Wort fallen. Als Nächstes kam Moiras Bruder Brian. Er war so groß wie sein Vater und sah ihm sehr ähnlich. Auch er redete viel, lachte aber nicht. Nicht einmal ein Lächeln zeigte sich in seinem Gesicht. Offensichtlich hieß seine Frau Mary, denn er bezog sich oft auf sie: Mary sagte dies, Mary sagte das. Und Mary redete ebenfalls viel. Der jüngere Sohn – Moira hatte gesagt, er sei jünger, obwohl er Brian so ähnlich sah, als wäre er sein Zwillingbruder – wurde Rory genannt, und der Name seiner Frau war Bertha. Die beiden fielen auf, weil sie fast gar nichts sagten.

Dann kam die Großtante. Sie war wirklich sehr seltsam und musste uralt sein. Daniel konnte sich nicht erinnern, jemals eine betagtere Person gesehen zu haben. Trotzdem war sie noch sehr beweglich. Daniel hatte sie vorher gesehen, wie sie im Zimmer umherging, das Silber auf dem Sideboard betastete und die Läden der alten Kommode aufzog, die ganz hinten im Raum stand und in der das beste Essgeschirr, zusammen mit den Besteckkästen, aufbewahrt wurde. Am Auffälligsten jedoch war, dass die gesamte Familie sich den Wünschen der alten Tante zu unterwerfen schien. Bei Tisch drängte

jeder ihr die besten Happen auf, und wie alle anderen langte die Großtante zu, als hätte sie seit Tagen nichts mehr zu essen bekommen.

Daniels Vater drückte Pattie eine Schüssel nach der anderen in die Hand und wies sie an, den Gästen davon anzubieten. Doch das wäre nicht nötig gewesen, denn Maggie Ann, wie sie von allen genannt wurde, tat dies unentwegt.

Sein Vater hatte auch für Getränke gesorgt, aber die Hochzeitsgesellschaft schien nur zwei Sorten zu wollen: Bier und Whisky, und zwar in Mengen. Es hatte fast den Anschein, als würden die Iren das Essen damit hinunterspülen.

Obwohl sein Vater sich eifrig um die Gäste bemühte, wusste Daniel, dass er sich dabei nicht wohlfühlte.

Die Gesellschaft saß bereits über eine Stunde zu Tisch, als Moira vorschlug, in den Salon umzuziehen. Wie fast alles tat sie das mit einem Lachen und einer witzigen Bemerkung. In der Mitte des Zimmers stehend, rief sie: »Ob sich die lebenden Überreste der ehrenwerten Conelly-Familie wohl bequemen würden, mir in das Allerheiligste der Burg zu folgen, wo sie ihre müden Glieder auf den bequemen Polstern des Salons zur Ruhe betten können?«

Unter allgemeinem Gelächter streckte Moira dem Vater die Hand entgegen und führte ihn aus dem Esszimmer durch die Halle zur Salontür, wo er ihre Hand losließ und Moira ins Zimmer schob. Er selbst blieb stehen und ließ lächelnd Sean Conelly und seine Frau vorbei, die die alte Großtante in ihre Mitte genommen hatten. Ihnen folgten der säuerliche Brian mit seiner Frau sowie Rory mit Gattin. Aber als am Schluss Maggie Ann erschien und sich der Familie anschließen wollte, versperrte er ihr mit dem Arm den Weg. Mit gesenktem Kopf sagte er zu ihr:

»Würden Sie bitte für Kaffee sorgen.«

Maggie Anns Lächeln verschwand. »Sie trinken keinen Kaffee«, entgegnete sie knapp. »Wenn nichts anderes zu bekommen ist, nehmen sie nur Tee.«

Hector Stewart spannte für einen Augenblick die Kiefermuskeln, bevor er zum Weitersprechen ansetzte. »Also gut, dann Tee. Aber eins muss klar sein, nämlich dass wir beide noch ein Wörtchen miteinander zu reden haben. Sie verstehen, was ich meine?«

Maggie Ann starrte ihrem neuen Dienstherrn ins Gesicht. Sie verstand, erwiderte aber nichts. Ihren massigen Körper herumdrehend, machte sie kehrt zur Küche und schob unterwegs Daniel und Pattie beiseite, die auf dem Weg nach oben waren, aber durch die strenge Stimme ihres Vaters angehalten wurden.

»Kommt sofort hierher!«

Zögernd traten sie näher, und als die Kinder neben ihm standen, beugte Hector sich zu ihnen herunter und sagte leise, aber bestimmt: »Denkt an eure Manieren und an das, was ihr eurer Herkunft schuldig seid. Verstanden?«

Keiner der beiden sagte etwas oder zeigte durch ein Nicken, dass seine Worte angekommen waren, aber sie gingen zum Salon, wo sie vom lauten, mit Gelächter vermischten Stimmengewirr verschlungen wurden ...

Daniel wusste nicht, wie viel Zeit vergangen war, bis der Streit begann. Längst hatten die Gäste ihren Tee getrunken, und es war noch mehr Whisky ausgeschenkt worden. Alles fing damit an, dass der Mann, der Brian genannt wurde, sagte: »Als Sie bei uns drüben

waren, Hector, haben Sie uns den Eindruck vermittelt, ein reicher Großgrundbesitzer zu sein, und unsere Moira, die hier sitzt, dachte das auch. Na gut, das passende Haus haben Sie, und die Einrichtung stimmt auch, aber wo ist das Personal? Ich dachte, wir würden heute Abend zu einem festlichen Mahl eingeladen und alle Ihre Freunde kennenlernen.«

»Halt den Mund! Halt bloß den Mund, Brian. Wenn du das harte Zeug getrunken hast, reißt du dein Maul immer zu weit auf. Du solltest den Whisky stehen lassen. Ja, das wäre besser. Es sei denn, du trinkst unter deinem eigenen Dach.«

»Das musst du gerade sagen, Vater. Du redest doch genauso.«

»Ich habe nichts dergleichen gesagt, merk dir das. Wenn du unseren Namen mit deinem Gerede besudelst, schneide ich dir die Kehle durch. Weiß Gott, das werde ich! Mit meinen eigenen Händen. Verlass dich drauf!«

»Haha! Auf den Tag warte ich schon lange, an dem du etwas mit eigenen Händen tust.«

Alle Augen waren jetzt auf Brians Frau gerichtet, denn auch sie hatte dem Alkohol ordentlich zugesprochen. »Warum sollte mein Brian nicht sein Maul aufreißen und diesem Engländer ein paar Wahrheiten ins Gesicht sagen? Viel Gelegenheit gibt man uns ohnehin nicht dazu. Und ihr wisst alle, dass weder Brian noch ich diese Partie für Moira wollten. Hector Stewart ist viel zu alt für sie.«

»Mary Conelly, wie kannst du es wagen!« Moira hatte eine drohende Haltung eingenommen. Das Lächeln war völlig aus ihrem Gesicht verschwunden, ebenso ihr Lachen.

Trotzdem war es die alte Dame, die alle Aufmerksamkeit im Zimmer auf sich zog, als sie zu Hector sagte: »Kennen Sie Lord Palmerston noch, Hector?«

»Nein, Tante Mattie.« Gütiger Himmel, hielt sie ihn denn für einen Greis?

»Ein großer Mann. Wirklich groß. Wenn jemand Irland hätte retten können, wäre er es gewesen. Und Sie sind ihm nie begegnet?«

»Nein.« Hectors Antwort kam scharf und endgültig.

»Oh, dann haben Sie ihn auch nie sprechen gehört, wirklich schade. Er war ein großer Redner und hat Ihren Landsleuten in London ordentlich Beine gemacht. Es gibt eine Menge Dummköpfe bei Ihnen. Und dieser Gladstone ist ein Schwächling mit seiner Friedenspolitik. Bei Ihnen gibt es keine bäuerliche Bewegung, die mit unserer Land League zu vergleichen ist, oder?«

Die Erwiderung war schneidend. »Nein, Gott sei Dank nicht. Sonst würden diese sogenannten Reformer unser Land genauso zerstören, wie sie Irland zugrunde richten.«

»Irland zugrunde richten? Hört euch das an!« Jetzt brüllte Brian wieder. »Hört euch diesen Unsinn an. Irland zerstören. Man kann eine Sache nur ein Mal zerstören, und das habt ihr Engländer längst erledigt. Irland ist tot, jedenfalls fast. Sie wissen, dass Sie eine halbe Million Menschen auf dem Gewissen haben, oder ist Ihnen das entgangen? Verhungert sind sie. Die Engländer haben sie verhungern lassen. Mit ihren verdammten Getreidegesetzen.«

»Unsinn! Alles Unsinn! Jedes Kind weiß, dass die Hungersnot daran schuld ist, die auf die Kartoffelfäule folgte.«

»Gut, aber was folgte dann? Auswanderung nach Amerika. Und was geschah, als

unsere Leute dort an Land gingen? Sie waren so ausgezehrt, dass sie wie die Fliegen starben.«

»Hören Sie, Brian, wir sind hier nicht auf einer politischen Versammlung, sondern sitzen zusammen, um den Vorabend einer Hochzeit zu feiern. Habe ich recht, meine Liebe?« Hector hatte sich an Moira gewandt.

Gegen ihre Gewohnheit gab Moira keine scherzhafte Antwort. Ihre Stimme klang ruhig. »Ja, so war es gedacht, Hector, und ich muss mich für meine Familie entschuldigen.«

»Gott bewahre! Moira! Du wirst dich nicht für mich entschuldigen. Was ist nur über dich gekommen? Niemand stand treuer zur irischen Sache als du selbst. Du warst die Erste, die Parnells Rat an jeden guten Katholiken befolgte und Jimmy Bradley kaltstellte, oder etwa nicht?« Er wandte seinen Blick nun zu Hector. »Der verdammte Landherr hat Davey Sheenan und seine Familie von seiner Hofstelle geworfen. Auf die Straße gesetzt hat er die Leute. Und Jimmy Bradley stand schon bereit, den Hof zu übernehmen. Aber wir haben ihm einen Strich durch die Rechnung gemacht: Sein Vieh bekam kein Wasser mehr, und er konnte auf dem Markt weder etwas kaufen noch verkaufen. Jetzt wird er nach Amerika auswandern. Möge Gottes Fluch ihn begleiten.«

»Es gab doch ein Gesetz, das die Vertreibung von Haus und Hof untersagt, wenn ich mich nicht irre. Ich meine ...«, wandte Hector steif ein. Doch der alte Conelly unterbrach ihn mit einem lauten »Huh!« und lachte.

»Ach, Hector, lieber Junge. Es gibt zweierlei Recht in Irland, eins für die Engländer und ein zweites für die Iren, das heißt für irische Bauern und Landarbeiter. Und dann gibt es Gesetze, die gelten nur für die irischen Protestanten. So war es schon immer. Doch diese Zeit läuft ab. Die Tür zur Selbstverwaltung steht bereits halb offen, und bald wird sie ganz aufgestoßen, mit donnernder Gewalt aufgesprengt, o ja, und das meine ich wörtlich, wenn Sie verstehen.«

»Dad! Ich bitte dich, Dad, sei still. Du weißt, dass das nur Gerede ist. Seit ewigen Zeiten wird so geredet.«

»Gerede, Tochter? Du bist erst wenige Tage in diesem Land, und schon willst du deinem Dad sagen, das alles wäre nur Gerede? Ausgerechnet du, die dauernd mit hungrigem Magen gelebt hat, wie der Rest unserer Familie. Die Leute sagen, wir würden in einem Schloss wohnen. Mein Gott! Ich würde diesen alten Kasten jederzeit gegen einen Kuhstall eintauschen.«

»Das ist ja nicht wahr, Sean.«

»Vielleicht nicht, Kathleen.« Der alte Conelly sprach jetzt leise und nickte seiner Frau zu. »Wir sind alle ganz durcheinander. Ich wollte nie herkommen, und das weißt du auch« – Sean wandte sich von ihr ab und richtete den Blick direkt auf Hector, der steif vor dem Kamin stand – »weil eine Hochzeit wie diese noch nie in unserer Familie stattgefunden hat, weder zu meiner Zeit, noch zu der meines Vaters, noch zurzeit des Vaters meines Vaters. Doch auch wenn ihr Protestanten seid, stammt ihr aus derselben Linie wie wir. Warum wolltet ihr also nicht mit einem Priester sprechen?«

»Oh, das haben wir alles lang und breit beredet. Und außerdem, welchen Unterschied würde es machen?«

»Für dich keinen, wie es scheint, aber für Moira ... Sie weiß, dass sie in einer Kirche



heiraten sollte.«

»Was hält sie davon ab, sich in einer protestantischen Kirche mit mir trauen zu lassen? Aber Sie waren ja dagegen. Also bleibt das Standesamt. Jedenfalls« – Hector schüttelte heftig den Kopf, und seine Stimme klang laut – »haben wir das alles längst besprochen. Als ich das letzte Mal drüben war, habe ich Ihnen gesagt, was ich will, und ich habe es Moira überlassen, Ja oder Nein zu sagen. Sie allein musste entscheiden.«

»Daraus kann nichts Gutes entstehen.« Jetzt ergriff wieder Brians Frau mit ihrer hohen dünnen Stimme das Wort. »Und wie ich schon sagte, bevor wir aufs Schiff gingen ...«

Ihre Worte wurden von der alten Tante abgeschnitten, die sich laut kreischend an Brians Frau wandte: »Wenn du jedes Mal ein Gebet sagen würdest, wenn du den Mund aufmachst, wärst du schon oben bei den Erzengeln. Aber deine Flügel würden noch immer schneller flattern als ihre.«

Rory und seine Frau kicherten. Es war das erste Geräusch, dass die beiden von sich gaben, seit sie den Salon betreten hatten. Das Kichern schien ansteckend auf Moira zu wirken, und mit Ausnahme von Brian stimmten alle ein, bis schließlich das ganze Zimmer von Gelächter erfüllt war. Sogar Pattie und Daniel, die geschützt durch einen Paravent auf einem kleinen Sofa saßen, sahen sich grinsend an. Dann legte Pattie den Mund an Daniels Ohr und sagte:

»Ich wünschte mir, sie würden bleiben. Das wäre wirklich lustig, oder?«

Als Daniel nicht antwortete, murmelte sie halblaut: »Findest du nicht auch?«

»Vater würde nicht so denken. Er ist verärgert.«

Nach einem kurzen Augenblick sagte sie: »Ja, ich glaube, das stimmt. Er hat sich wohl ein ziemliches Problem aufgehalst.«

Daniel senkte den Kopf und murmelte: »Wusstest du etwas über diese Sache von dem Priester und einer katholischen Trauung?«

»Nein, keine Ahnung. Diese Gespräche müssen stattgefunden haben, als er drüben war ... Eines ist jedenfalls bewiesen.«

»Was?«

»Sie wollte um jeden Preis heiraten oder von Irland wegkommen. Entweder das eine oder das andere.«

Noch immer mit gesenktem Kopf, sagte Daniel: »Sind die Iren wirklich vor Hunger gestorben?«

»Ja, ich glaube, das stimmt.« In einem ungewohnten Anflug von Humor rückte Pattie mit dem Kopf näher zu ihrem Bruder, und die Worte sprudelten nur so aus ihr heraus: »Aber diese Iren hier sorgen schon dafür, dass sie nicht verhungern. Was sie heute Abend vertilgt haben, reicht mindestens für sechs Monate. Sie müssen Mägen wie Kühe haben, die das Zeug später wiederkäuen.«

»Daniel! Pattie!« Die Stimme ihres Vaters klang streng. »Es ist sehr ungezogen, sich über etwas zu amüsieren, was die anderen nicht gehört haben. Worüber lacht ihr? Nun kommt schon« – jetzt bemühte er sich um einen lustigen Ton – »wir wollen an eurem Spaß teilhaben.«

Daniel blickte Pattie an und Pattie ihren Bruder. Dieses Mal hatte sie keine passende Antwort parat, daher sagte Daniel: »Wir sprachen über Kühe, Vater, und dass sie den

Inhalt ihres Gastrointestinaltrakts rückwärts entleeren.«

»Über Kühe, die den Inhalt ihres Intestinaltrakts rückwärtig entleeren?« Einen Augenblick herrschte Stille. Dann blickte Hector sich unter seinen Gästen um und erklärte mit leichtem Lachen: »Sie reden über Kuhmägen.«

»Herr im Himmel! Stewart, Sie müssen uns das Wort nicht erklären. Wir mögen eben erst in England gelandet sein, aber von gestern sind wir nicht. Ich war bis zu meinem achtzehnten Geburtstag in Dublin auf dem College. Der Gastrointestinaltrakt von Kühen. Na so was.« Brian fuhr auf seinem Stuhl herum und blickte zu den Kindern. Mit recht freundlicher Stimme wandte er sich an sie: »Und warum, wenn ich fragen darf, habt ihr über den Gastrointestinaltrakt von Kühen gesprochen?«

Daniel stand auf und sah hinüber zu dem Mann mit dem düsteren, schmalen Gesicht, dessen tief liegende Augen ihn anstarrten. Dann hörte er seine eigene Stimme, die den Fluss seiner Gedanken wiederzugeben schien: »Aus keinem besonderen Grund, Sir. Jedenfalls nichts, was man erklären könnte. Der Begriff tauchte einfach im Laufe eines Gesprächs auf. Warum wir über Kühe sprachen? Wissen Sie, ich könnte es gar nicht genau beantworten. Gedanken hüpfen manchmal von einem Punkt zum anderen. Sie würden wahrscheinlich sagen, aus ... Mangel an Konzentration.« Daniel wusste, dass er wie Mr Piers klang, wenn dieser im Geschichtsunterricht Vorträge hielt.

Es herrschte völlige Stille, als wäre niemand im Zimmer. Dann sagte sein Vater: »Jetzt kommt und sagt allen Gute Nacht. Es wird Zeit, dass ihr zu Bett geht. Morgen steht ein aufregender Tag bevor.«

Vor seine Schwester tretend, kam Daniel in die Mitte des Zimmers und machte einen leichten Diener in die Richtung der weiblichen Gäste. »Gute Nacht, Ladys.« Dann wandte er sich an die Männer: »Gute Nacht, Sirs.« Dieses Mal schien Pattie ausnahmsweise seinem Beispiel zu folgen, denn sie tat das Gleiche. Dazu deutete sie einen Knicks an. Dann wandten sich beide an ihren Vater, sahen ihm direkt ins Gesicht und sagten gleichzeitig wie eingeübt: »Gute Nacht, Vater.«

Pattie und Daniel beobachteten, wie sich beim Schlucken sein Adamsapfel bewegte. Dann antwortete er: »Gute Nacht, Kinder.« Hector Stewart trat zur Seite, sodass sie an ihm vorbeigehen konnten.

Die beiden Geschwister verließen ruhig den Salon und schlossen die Tür hinter sich. Einmal draußen, rannten sie durch die Halle und die Treppe hinauf. Oben in Patties Zimmer angekommen, warfen sie sich, wieder wie in einem gemeinsamen Impuls, auf das Bett und vergruben die Gesichter in der Steppdecke, um ihr Gelächter zu ersticken.

Als Pattie und Daniel sich schließlich zur Seite wälzten, waren ihre Gesichter feucht. Noch immer lachend, sagte Pattie:

»Oh, Daniel. Du hast wirklich komisch geklungen. Wie bist du nur darauf gekommen, so etwas zu sagen?«

Daniel antwortete verhalten: »Manchmal habe ich eben solche Gedanken. Aber meistens bringe ich keinen Ton heraus.«

»Dieses Mal hast du gesagt, was du dachtest. Der großmäulige Ire hat nicht schlecht gestaunt. Die ganze Gesellschaft war sprachlos. Am meisten Vater. Oh« – Pattie streckte den Arm aus und ergriff Daniels Hand – »ich wünschte, du müsstest nicht ins College

zurück.«

Daniel spürte, wie ihn eine große Wärme überkam. »Ich wünschte mir das Gleiche, Pattie.«

In späteren Jahren blieb Daniel von diesem Abend vor allem in Erinnerung, dass er und Pattie auf dem Bett gelegen und gelacht hatten, bis ihnen die Tränen über die Wangen liefen. Und dann hatte Pattie seine Hand ergriffen.